

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

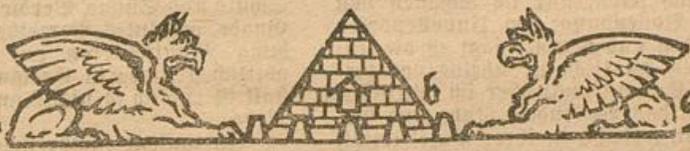
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1922

20.8.1922 (No. 34)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

11. Jahrg. No 34



20. Aug. 1922

Max Dreßler / Gedanken über Spiel, Liebe, Kunst und Humor.

3. Kunst.

II.

Die Natur als Gestalter, nicht als Realität, ist das Spielen nach selbst gegebenen Gesetzen. Nicht nur in Kristallen, mikroskopischen Pflanzen und Tieren, Blüten und Früchten; bis in die höchsten Organismen sehen wir den „geheimen Geometer“ (Hegel) am Werke. Aber überall auch, über das Gesetz hinaus, den spielenden genialen Geist; die Natur ist kein bürokratischer Philister. Goethe: „Wenn die Natur nicht so streng geometrisch begänne, wie vermöchte sie endlich zur höchsten Freiheit fortzuschreiten.“ Der Geist erstarrt nicht in seinen Gesetzen; er lebt durch die Gesetze. Im Anfang war der Rhythmus; am Ende ist die Freiheit. Der wahre Geist in den Gesetzen, der in keiner Gesetzlichkeit ruht, ist die Freiheit. Der Sinn des Gesetzes ist nicht das Gesetz, sondern die Manifestation der Freiheit in Gestalten. Die künstlerische Natur spielt immer mit dem Gesetz, über dem Gesetz, über das Gesetz hinaus; sie variiert und schafft, variiert, neue Gestalten. Die unverbrüchliche Gesetzlichkeit gibt der Freiheit die Grundlage, auf welcher Kunst allein möglich ist, den Kontrapunkt, die Raumgesetze, den Rhythmus, die Farbengesetze; aber auf dieser Grundlage malt sich erst wahrhaft die positive Arbeit des freien spielenden Geistes; der Kontrapunkt ist nicht die musikalische Phantasie. Die *conditio sine qua non* einer Sache ist nicht diese Sache selbst. Wo die Freiheit nicht durch Gesetze in Gestalten herrscht, da ist ekelhafte, verschwommene, schleimige Molluskenhaftigkeit; da kommt es gar nicht einmal zur Festigkeit der Gestalt; da schreit der Geist nach dem Gesetz. Denn ohne Gesetz das Chaos; wie über dem Gesetz die Freiheit. Gestaltloser, widerlicher, schmieglicher Kunst gegenüber erlöst uns der Blick starrer geometrischer Naturen, der fünf reaktären Körper, deren strenge Wirklichkeit der logische Künstler Platon für Schönheit erklärt. Hier ist Herrschaft, wenn sie auch hart und streng und nüchtern austritt. Kein Kosmos, keine künstlerische Welt ohne die Bande des Gesetzes, ohne den Herrengeist der Einheit. „Hier ist Notwendigkeit, hier ist Gott!“ ruft Goethe aus vor der höheren Natur der griechischen Bildwerke. Dieses „So-sein-müssen“, diese Notwendigkeit an Natur- und Kunstwerken begrüßen wir als unseres Wesens Forderung; denn das Gesetz ist Ausdrucksmittel der Freiheit. Gegen eine reale Materie sind die Gesetze wirkende Realitäten, sind, in den ruhelosen Prozeß geflochten, Wille. Aber wo Zeit und Realität überwunden sind, da stehen die Gesetze als stille Formen, gleichsam Monumente des göttlichen Spiels, Statuen am Leidensweg des Willens, als Erinnerungssymbole des spielenden Geistes vor seinem ewigen Auge, die er mit Liebe umfaßt und als Schönheit genießt; Formen, die, indem sie sind, vielmehr nicht sind, ewig vergangen sind; Urbilder, Ideen des Geistes. Ideen, Typen, Urbilder zu sehen in aller Unmittelbarkeit der Pseudo-Realität, nicht die fliehenden, leidenden Wirklichkeiten, das ist die Art der künstlerischen Anschauung; das unendlich Bewegte zu sehen, als ob es ruhe von Ewigkeit zu Ewigkeit. Dieses Reich der Formen ist das Reich der Kunst, das in der Natur steckt und das der geniale Blick „heraus kann reißen“. Alle Materialität und Realität versinkt; nur geistige Gestalten und Bilder sind übrig; der unendliche Prozeß des Willens ist gebannt; das Reich der ewigen Ideen, der „Namen und Gestalten“, der göttlichen Urbilder, steigt aus trüber Flut, leuchtend, rein und klar, ein

stiller, ferner und doch ruhend gegenwärtiger Abalanz unserer Wesenheit, die wir im Bilde schauen — „Du bist Orplid, mein Land“.

In diesen Bildern ist der Geist des Wesens, erkennt das Wesen sich selbst und die Liebe des Wesens zu seinem vollkommenen Bilde gibt diesem die Schönheit. Das schauende Erkennen ist ein Aneignen, ist Liebe. Ein lebendes Verstehen, Ergreifen und Besitzen der Natur als Bild des Wesensgeistes ist die Kunst; ein liebendes Schauen, ein schauendes Lieben. Sinne und Geist, das ganze Gemüt mit allen seinen Kräften ruht sich selbst genießend im Schauen der eigenen Gestalten. Das beruhigte Schauen der Formen der Natur *sub specie aeternitatis* erhebt dieselben aus dem Dunkel unendlicher Realität zur höchsten Weiße ewiger Vollendung. Das Schauen aus Vollendung, das wahre Schauen und Erleben des Wesens, schaut nur Formen der Vollendung, vollendete Formen. Der Maßstab des ruhend Vollendeten faßt nur Vollendetes. Der vollendete Geist lebt nur im Vollendeten, der Gott nur in Gott. „So seh' ich in Allem die ewige Zier.“ Wir aber stehen erschüttert, überselig im Anblick vollendeter Form; das Wesen in uns erschauert vor seiner Schönheit. Die vollendete Gestalt erfüllt unseren Sinn mit der Ahnung des unbekanntes Gottes; wir schauen ein Symbol der Freiheit; wir fühlen die innere Gewißheit von außen lieblich belästigt. Hier erleben wir als Freiheit, was wir im gemeinen Leben nur als dumpfe Gebundenheit gefannt haben.

Des Künstlers Auge sieht nur Ewiges; in allem Einzelnen die göttliche Idee; ein metaphysisches Schauen des Ewigen im Zeitlichen, der Ruhe in der Bewegung, der Vollendung im Unvollendeten; ein Hindurchschauen durch's Individuelle, Zufällige, Wesenlose auf's Urbildliche, Bedeutende, Wesenhafte; der Künstler sieht im Einzelnen das Typische, im flüchtigen Ding die Idee, im Individuum den Gott. In aller Anschauung nichts Fremdes, Widerstehendes, unendlich zu Bekämpfendes, Wesensfremdes, nur Eigenes: Das bist du! „Eine Leidenschaft ist erschöpft, wenn der vollständige Ausdruck für dieselbe gefunden ist“ (D. Wilde). Der Welt-Wille ist solche Leidenschaft, die im künstlerischen Schauen und Schaffen Vollendung und Erlösung findet.

Die Form als Erlöserin des Willens — ein Wunder ohne gleichen. In den Gestalten der Kunst ist sich das freie Wesen objektiv geworden; alle Objektivität hat keine andere Realität, als dieses Bildwerden der spielenden Freiheit. Die Realität der Realität ist das Symbol. Den freien Geist objektiv zu schauen, objektiv zu machen, in Gestalt zu fassen, ist Künstlerweise; er sieht und schafft überall die durchdringende herrschende Idee. So geschaut, repräsentiert jede Gestalt das Wesen, seine Lebendigkeit, Einzigkeit, Ruhe und Vollendung, seine spielende Freiheit. Es ist ein göttliches Schauen. Das Wesen, befreit vom Schein der Begebenheit und Materialität, weiß sich, schaut sich, genießt sich selbst in jedem seiner Geschöpfe, der Geschöpfe seiner spielenden Phantasie, in denen es nur eigenes Schaffen, eigenes Leben schaut und weiß.

Der Genius lebt lebendigen Geist in lebendige Formen, Symbole seiner Freiheit, hinein. In allem Einzelnen, Zufälligen, Gegenwärtigen sieht er und erlebt er unmittelbar das Ewige, und so sieht und erlebt er nur noch typische Symbole

des vollendeten freien Wesens. Das ist große Kunst heute und immer: Ueberlebendiges lebendig, vergänglichendes Leben typisch vollendet schauen und gestalten; den werdenden, unvollendeten Schein ins Göttlich-reale Erhöhen; in der Zeit das Ewige symbolisch Erfassen; Ideen des göttlichen Erlebens schauen und darstellen im unmittelbar Sinnlich-Gegenwärtigen; Urbilder des göttlichen Geistes überall in Erscheinung sehen, das geistig Wahre allein im Schein einer materiellen Pseudo-Realität Wirkens lassen, das unbildliche Wesen bilden — das ist Kunst. Die Wahrheit alles Gegenständlichen liegt im Geist; die wahre und einzige Realität der Dinge liegt darin, daß sie Ideen des Geistes symbolisieren; das Symbolsein des Wirklichen ist seine Wahrheit und Realität. Gestaltend bewährt sich der Geist im bloßen Schein; im Spielen mit symbolischen Formen allein können wir die Realität des Wesens objektiv erkennen. Das wahre Leben, das Leben des Genies, ist das Spielen aus Freiheit; über Kunst im engeren Sinne hinaus, im ganzen Leben, ist dieses Spielen des Vollendeten Symbol unserer weltüberlegenen Göttlichkeit.

Alle Dinge haben ihre Realität, ihre Wahrheit, ihr einziges Leben nur in ihrer idealen Form, und diese Form ist die freie Schöpfung des spielenden Geistes. Das freie vollendete Wesen findet nur Ruhe bei sich selbst, nur im Schauen von Bildern seiner Freiheit und Vollendung; im Unvollendeten kann es nicht Beruhigung finden und deshalb jagt es die unvollendeten Dinge der gemeinen Wirklichkeit ruhelos von Gestalt zu Gestalt; wir nennen's Entwicklung; aber im göttlichen Schauen der Vollendung findet das Vollendete Ruhe und Genuß. Göttlich in ihrer Freiheit, weltlich in ihrer Objektivität, ist die künstlerische Gestalt das Erleben Gottes seiner Selbst in der Anschauung. Albrecht Dürers Wort: „Wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur; wer sie heraus kann reißen, der hat sie“, bedeutet nicht nur die Abkehr von allem gemeinen nachahmenden Naturalismus, es bedeutet, über das Künstlerische im engeren Sinn hinaus, ein Programm des Idealismus: Die Welt ist nicht diese gegebene reale Welt des Materialismus; sie ist selbst in ihrem Kern, in ihrer Wahrheit, durch allen Schein realen Werdens hindurch, das vollendete göttliche Sein. In aller Welt steckt der Gott, ihre Wahrheit; wer sie heraus kann reißen, der hat sie. Die geniale Anschauung entnimmt uns wie durch Zauber Schlag aller Realität, hebt uns mit Engelsflügeln heraus aus Zeit und Not und legt uns an's Herz Gottes. Die Welt ist die Erscheinung des göttlichen Spiels. Ihre ganze Realität ist nur ein Symbol.

Es ist in uns, in dem Gott in uns, die Lust, Symbole seiner zu schaffen, im Spiegel dieser Symbole sich selbst zu schauen und zu lieben. Es ist ein Ueberfließen des Vollendeten aus der unanschaulichen Gestaltlosigkeit in die offenbare Welt des Gestaltens. „Und seine Wünsche wurden zum Begehren; in süßer Qual rang er aus sich heraus, der Form zutrebend für sein atübend Sinnen — und siehe! Da trat es endlich vor ihn hin und seinem Sehnen nahe die Gestalt“ (Upanishad nach Eberhardt). Zwischen dem Wesen in seiner unanschaulichen, jeder Bewährung spottenden reinen Freiheit und Vollendung einerseits, und dem ruhelosen Werden und Treiben ohne Freiheit und Vollendung andererseits, zwischen Eleaten und Heraklit, vermittelt die Welt symbolischen Spiels; zwischen Wahrheit ohne Wirklichkeit und Wirklichkeit ohne Wahrheit; zwischen latenter Freiheit und Automatismus ohne Freiheit. Das Zwischenreich zwischen absoluter Göttlichkeit und gottverlassener Wirklichkeit ist das Reich der platonischen Ideen. Die Erscheinung als Symbol der Freiheit ist das Reich des künstlerischen Gestaltens. In gottbedeutenden Symbolen lebt und spielt der künstlerische Genius aus tiefer religiöser Grundstimmung seines Wesens heraus. Gott ist die einzige Realität; die Welt muß göttlich sein oder göttlich erlebt werden, denn sie muß Erscheinung des Göttlichen sein; im Gestalten nach Ideen ist die Welt göttliches Symbol; so wird die Welt des gestaltenden Genies zum Kunstwerk.

Der Künstler, „inwendig voll Figur“, will darstellen, will und muß schauen, und dieses Darstellen muß ein Spielen aus göttlicher Freiheit, ein Berechnen und Verherrlichen des innerlichen Gottes sein. Und wenn der Künstler spielt, weiß er, daß Gott selbst es ist, der in ihm und durch ihn spielt, daß Gott selbst in diesen Symbolen sich darstellt, sich schaut und als Schönheit liebend genießt. Diese göttliche Lust des aus Fülle überfließenden, überflüssigen, spielenden Schaffens ist der Grund aller Offenbarung und Gestaltung. Und im göttlichen Auftrag, dem Gott in ihm folgend, schafft der Künstler sein Preislied, den Hymnus, der kündigt von göttlicher Art. Künstlers Sehnsucht und eigentliche Berufung ist es, sein unaussprechliches göttliches Wesen in ausdrucksvollen Gestalten für die beseligende Anschauung hinaus zu projizieren auf den Grund des Raums und der Zeit. So schafft der Künstler dem Wesen, so schafft das Wesen im Künstler sich selbst Symbole in einer Welt der Gestalten, die völlig erlöst ist von fremder Materie und fremder Notwendigkeit, als Darstellung der Freiheit des spielenden Geistes. Jene rein innerliche Seligkeit der Welterschöpfung, die Wonne, Ananda der Indier, sie verdoppelt sich für den künstlerischen Menschen im Schauen und Schaffen der Symbole der eigenen Freiheit; die ruhend vollendete Selig-

keit wird seinen Sinnen, seinem Geist objektiv in spielend erschaffenen Gestalten; im heiteren Genuß kontemplativen Gestaltens verliert er nicht die Ruhe seiner Vollendung; aller reale Wille ist geistiges Spiel geworden. Wie der große Liebende, in dem Ethik zur Kunst geworden, nur aus Vollendung spielt, gegen Widerstände des Scheins, gegen nur scheinbare Widerstände sich ergeht und bewährt, seiner selbst gewiß, nach außen tätig, doch ruhend in innerer Vollkommenheit, so ist der Künstler ein Liebender der göttlichen Erscheinung, die er verherrlicht; beide sind, wie Martha und Maria, jeder in seiner Weise den Gott verehrend, der eine dienend, der andere schauend und bildend verherrlichend; dieselbe Liebe ist in Beiden. Die Sehnsucht, die der zeitliche reale Wille nicht stillen kann, ist erfüllt; der Mensch schaut und verherrlicht sein göttliches Wesen und liebt es in seinen Symbolen. Lust der göttlichen Heimat umweht uns; wir sehen uns um und erblicken überall nur unser göttliches Eigentum. Der Frondienst der fremden, unerbittlichen gefeßlichen Realität ist vorbei; nur Liebe, Spiel, Serenität, Humor, selige Heiterkeit herrscht. Nirgends mehr ein Mühen! Nur freiwilliges spielendes Sich-schenken, Sich-hingeben, spielendes Schauen und Gestalten, Verehren der göttlichen Erscheinung. Kein Gesetz, Gerechtigkeit, Schuld und Sühne, Verdienst und Belohnung mehr! Nur Liebe, Gnade, absolutes Verzeihen, Vergeben und Vergessen, Vollendung Manifestieren auf allen Wegen; das Mystereium der göttlichen Liebe ist Ereignis geworden. Die künstlerische Gestalt ist endlich ja nichts anderes als Liebe in Gestalt, gestaltete Liebe.

In tausend symbolischen Gestalten liebt Gott sich selbst; in der Welt des künstlerischen Genies erscheint die Liebe des Vollendeten zum Symbol des Vollendeten. Ruhend in Vollendung, so das Subjekt des Schauens, Schaffens und Genießens, so das Objekt des Genusses. In dieser göttlichen, überindividuellen Liebe der Kunst wird die Erlösung objektiv, symbolisch für unsere Anschauung. Die Ideenwelt, die Welt der Kunst, strömt aus der Quelle der göttlichen Freiheit; sie ist das Weltbild Gottes selbst; ihre einzige Realität dieses spielende Bilden Gottes. Urbilder des Wesens schaut und erschafft der künstlerische Geist; in dieser Welt der Schönheit findet er das Symbol der göttlichen Wahrheit. Diese Urbilder sind göttliche Akte, aus ewiger Freiheit fließend; die Wahrheit in Urbildern erlebt, ist die Schönheit, die göttliche Freiheit geistig-sinnlich geschaut, ist die Ideenwelt des künstlerischen Genies. Wenn die tiefste Innerlichkeit der Upanishaden Gott nicht schauen und erkennen, sondern über allem Wissen und über aller Tat, über Natur und Kunst besitzen will, so will der Hellene, und alle seines Geschlechts, die offenbare Symbolik Gottes; er findet seinen Gott in den Ideen der Liebe und der Schönheit, in einer Welt, die durchflutet ist von göttlichem Wesen; mit künstlerischer, aktiver, intellektueller Anschauung erfährt er in der Ideenwelt das göttliche Symbol. So lebt der Hellene in einem Reich der Vollendung, der Schönheit, und aller Mangel, alles Leiden, alles Sehnen, das Göttliche ist überwunden. Wie bei Albrecht Dürer die Kunst in der Natur steckt, so bei Platon die Ideen in der Welt; aber es sieht sie nur der Künstler, nur er vermag, sie „herauszureißen“. Inmitten der Welt, die wahre Seele der Welt, sind die Ideen. Die Wirklichkeit ist die Ideenwelt, wenn sie mit Künstleraugen geschaut, mit Künstlergeist erlebt wird. Die Ideen sind nicht Welt-Gegenstand, sondern in Wahrheit Welt-Wesen; sie sind kein Jenseits der Weltwirklichkeit, sondern diese Weltwirklichkeit ist das Ideenreich und nichts anderes, wenn sie mit dem Auge der Wahrheit geschaut wird. Das Auge des Verstandes sieht nur Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit; das ideale Auge sieht nur Ideen. Dann ist diese gemeine Wirklichkeit — als Wahrheit geschaut — die Welt der Liebe und der Schönheit. Wenn die Welt als gemeine Realität den Gott verhüllt, so enthüllt sie als Ideenwelt den Gott; im künstlerischen Schauen göttlicher Symbole ist Gott offenbar. Wenn diese bildhafte Ideenwelt auch nur ein Träumen Gottes ist, so deutet der Traum doch, bedeutend, auf den Geist des Träumers.

Nicht Weltflucht, sondern Weltwahrheit! Alle Materie ist geistdurchdrungen. In den Ideen, diesen reinen Formen des freien Geistes, ist das Sinnliche leichter, der Geist schwerer geworden; die Sinnlichkeit vergeistigt, der Geist konkret erfüllt; das Sinnliche von aller rohen Materialität befreit, der Geist von reichem Leben umfangen. In dieser Vermählung haben Beide gewonnen; Sinnlichkeit ist vergeistigt, Geist ist versinnlicht worden, und so finden die Ideen, als einziges Ganzes ihre Heimat, ihr Ziel, ihre Wahrheit: Symbole zu sein für das Wesen; anders als symbolisch, bildlich, gleichnißweise kann der sinnlich tätige Geist das Wesen nicht erleben, und wenn er mehr will als Symbole, wenn er dogmatisch Realität will, so verliert er das Wesen ganz. Am Bilde, „am farbigen Abganz haben wir das Wesen.“ So verflüchtigt die Kunst die Pseudo-Realität der Natur zu einem Schein, der in Wahrheit, als göttliches Symbol, ihre einzige Realität ist. Die Ideenwelt ist ein Symbol der Vollendung; sie läßt uns im Genuß der Schönheit und Liebe, in aller Lust der spielenden Tat, und erlöst uns doch von aller Not und allem Zwang eingebildeter bedürftiger Realität. In Symbolen der Vollendung genießen wir unsere göttliche Freiheit. Des natürlichen Menschen Ideale sind Gottes

Ideen. In den Ideen bringen wir unsere göttliche Vollendung zu symbolischer Darstellung. Im Schauen von Ideen, im Wirken aus Ideen bleiben wir ruhend, spielend das vollendete Wesen, das wir in Wahrheit sind. Obwohl in Welt wandernd, wandern wir in Wahrheit nicht, sondern spielen, so lange wir unsere Wahrheit in Symbolen erleben. „Gestaltung, Umgestaltung, des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung.“ In dieser wahren Welt des aktiv-sinnlich-geistigen Gestaltens, in dieser Welt der Schönheit, Liebe und Freiheit liegt die symbolische Wahrheit dieses Lebens; Leben heißt, sich aus Freiheit bewegen, heißt spielen.

Der absolute Geist, wenn er spielt, wenn er sich Symbole schafft, wenn er gestaltet und in Gestalten lebendig vor die Anschauung tritt, hat sich in jeder Form, in jedem Symbol eigentümlich bestimmt; denn ohne Bestimmtheit keine Gestalt. Jede Gestalt repräsentiert symbolisch das Ewige, Absolute. Jedes klassische Kunstwerk atmet den Geist der Vollendung. Aber das Ewige kann sich grundsätzlich in unendlichen Formen symbolisieren. Es gibt nicht das Symbol des Ewigen, als ausschließlich und erschöpfend, sondern es gibt die Möglichkeit unendlicher Symbole für den spielenden Geist; und jedes ist, in seiner eigentümlichen Bestimmtheit, vollendetes Symbol des Vollendeten. Wo das Vollendete in die Erscheinung tritt, kann die Erscheinung nur vollendet sein. Die symbolische Kraft oder Bedeutung wird nicht größer durch Summierung der Symbole; sie ist in jedem Symbol dieselbe, sonst wäre es nicht Symbol. Aber die spielende Phantasie bindet sich nicht an eine bestimmte Form; es ist ihr ewiger Reichtum, immer neue Formen zu finden, um in ihnen allen zwar nur dieselbe Eine, doch aber in immer neuen Formen zur Anschauung zu bringen. Der absolute Geist tritt in die Erscheinung als bestimmter Geist, als bestimmte Formen schaffender, bestimmt geformter Künstlergeist. Die Form, in die dieser Künstlergeist sich ergießt, entspricht nicht allen anderen Geistern. So wechseln die Symbole der unendlich spielenden Phantasie des absoluten Geistes und sein ewiges Spiel erscheint in zeitlicher Betrachtung als Ge-

sichte der Kunst. In der Geschichte schafft und sprengt das Wesen Form auf Form. Die Form, die heute lebendiges Symbol war, ist es vielleicht morgen nicht mehr; erstarrt wird sie in Schulen weitergeschleppt als akademische Form. Da alles Darstellen und Erscheinen die absolute Freiheit des Wesens doch nie und nie für Alle erschöpft, so ist die Geschichte der künstlerischen Formen und Symbole grundsätzlich unendlich wie die Zeit. Jede vollendete Form kann immer nur eines der unendlichen möglichen Symbole des absoluten Wesens sein; nie aber ist das Wesen gebunden an ein bestimmtes Symbol. Daher ist die Möglichkeit künstlerischer Symbole unendlich; die Wahrheit hat tausend Wege, sich zu symbolisieren. Kunst ist Erscheinung der Vollendung, aber eben auch nur Erscheinung. Eine zeitliche Geschichte des symbolischen Ausdrucks des ewigen Wesens muß unendlich sein wie jede Geschichte. Wie gäbe es eine Grenze für das freie phantastische Spielen des ewigen Geistes? Aber weil die Geschichte der Kunst unendlich ist, handelt sie von einem Wechsel der Formen, nicht von einer Entwicklung. Geschichte, im Sinn einer Entwicklungsdarstellung, kann man nur schreiben von einem Wesen, das sein Ende in der Zeit erreicht hat, so daß man von seinem Ursprung, seiner Entfaltung, seinem endlichen Abschluß reden kann; so kann man die Geschichte eines Menschen, eines vergangenen Volkes schreiben, nicht aber etwa die Geschichte der Menschheit, weil man deren Entwicklung nicht überblickt und noch gar nicht weiß, welche Wege sie gehen wird. In der Geschichte der Kunst handelt es sich aber gar nicht um Entwicklung, um eigentliche Geschichte. Kunstwerke repräsentieren das Wesen; das Wesen ist heute oder nie; seine Symbole bedeuten heute und in Unendlichkeit dasselbe; unabhängig von aller Zeit ist das Wesen und sein Spielen; es ist jederzeit vollendet und sein Spiel Ausdruck der Vollendung; Spiel ist Spiel, da ist keine Entwicklung, keine Steigerung. Das freie Spielen, das absolute Bei-sich-sein und In-sich-sein, die völlige Autonomie des Schaffens selbst, das ist — in aller Geschichte — die ewige Gegenwart des künstlerischen Geistes.

Otto Michaeli / Der Traum der armen Susanne.

(Aus dem Englischen des William Wordsworth.)

An der Ecke von Woodstreet, wenn Morgen kaum graut,
Schlägt die Drossel, — sie schlug vor drei Jahren so laut;
Dort hörte einst morgens auf schweigendem Gang
Die arme Susanne des Bogels Gesang.

Bezaubernde Klänge! Dort ragt in den Raum
Ein Berg empor, sie sieht Bäume im Traum;
Helle Rauchsäulen sieht sie durch Lothbury zieh'n
Und durchs Tal von Cheapside fließt ein Bächlein dahin.

Auf grünenden Matten des Tals geht ihr Tritt,
Durch welche so oft mit dem Elmer sie schritt.
Ein einsam klein Hüttchen, wie'n Taubennest fein,
Dies Haus liebt auf Erden sie einzig allein.

Sie schaut, und ihr Herz ist im Himmel: doch bald
Entschwinden Fluß, Nebel und Hügel und Wald:
Der Strom ist zerronnen, der Hügel ist fort,
Und die Blüte ist all ihr vor Augen verdorrt.

Fritz-Walter Henrich / Uraltetes Lied. Erzählung.

Wenn man neben der Kirche die enge Gasse, in der sich die Giebel der alten einander gegenüberstehenden Häuser zusammenneigen, hinauf geht bis zu der Mauer, die einst die ganze kleine Stadt umschloß, und von dort durch die Obst- und Gemüsegärten, trifft man gerade auf die Mühle, die von einem schmalen Wasserlauf, der vom Berg herab aus dem Wald kommt, getrieben wird.

Der Müller, ein absonderlicher, geistig regsamere Mann, ein stiller Sonntagsbüchermann, benannte seine Tochter mit dem romanhaften, abenteuerlichen Namen Sigrune. Er ahnte nicht, daß er damit den Geist gekennzeichnet hatte, der sich von ihm, dem das Leben seiner Träume nur eine heiße, unerfüllte Sehnsucht nach Glück und Reichtum geblieben war, auf sein Kind vererbt hatte. Sie war eine schlank, feingliedrige, hochgewachsene, blonde Erscheinung mit einem zartlinigen, etwas blaffen, madonnenhaft schönem Gesichtchen, aus dem zwei helle blaue Augen froh in die Welt strahlten, die so recht der Spiegel einer noch kindhaften, sanftmütigen Seele waren. Dem Sohn eines Kaufmanns, der sein vornehmeres Geschäft am Marktplatz gegenüber dem Rathaus mit der hohen Doppeltreppe, die von außen gleich in den zweiten Stock führte, hatte, war sie schon als kleines Mädchen, als sie noch ihr blondes Haar in zwei dicken Zöpfen niederhängen hatte bis zur schmalen, gewandten Hüfte, und in kurzen Röcken zur Schule ging, aufgefallen. Ein sonniger Sommer machte aus den beiden ein echtes Liebespaar. Karl trat in das Geschäft seines Vaters ein. Sigrune half der Mutter in der Hauswirtschaft. Sie waren also ein recht altmodisches Liebespaar und verlebten ihre meist freie Zeit miteinander. Die Eltern sagten nichts dagegen.

Mit einmal aber erlitt Karls Vater einen so großen Verlust in seinem Geschäft, daß er bald in Schulden geriet und sich nur noch mit der angestrengtesten Hilfe des Sohnes aufrecht erhielt. Der Müller wurde unwillig darüber, die Mutter

konnte nicht widersprechen; Sigrune war in großen Sorgen um ihre Zukunft mit dem Geliebten. Alles, was sie erhofft hatte, ein Leben voll Glück und innerem Reichtum, stürzte jäh in ihr zusammen. Sie hätte sich keinen besseren Mann wünschen können als Karl. Was andere vielleicht an Geld mehr hatten als er, war ihm durch eine tiefgreifende musikalische Begabung ersetzt. Sein Geigenspiel machte ihn zu einem Menschen, der innerlich reif war und über der Masse stand.

Ihre Eltern veranstalteten Feste und Vergnügungen, um sie aus ihrer bedrückten Stimmung herauszureißen. Sie ging aber lieber allein die Wege, die sie sonst mit Karl gegangen war, der nun vor Arbeit und Sorge im Geschäft des Vaters nicht Zeit und Lust mehr hatte zu solcher Unterhaltung, die ihm sonst lebensstärkende Erholung von mühsamer Arbeit war. Sie ging auch allein an den Fluß und lag viele Stunden am weißen Kiesstrand in der Sonne und träumte zum klaren, leeren, undurchdringlichen Himmel. So fand sie ein Graf, der vom Wald über den Felsweg, der am Fluß entlang führte, von der Jagd zurückkam. Er war an sie herangetreten und stand schon vor ihr, als sie ihn erst sah und erschrocken davonlaufen wollte. Er aber hielt sie lachend an der Hand fest und sprach einige gute, scherzhafte Worte zu ihr, die sie erst nicht hören wollte, aber dann doch richtig verstand. Er hat sie um nichts anderes, als sie nach Hause begleiten zu dürfen; denn es würde schon bald Abend werden. Dann wartete er oben auf dem Felsweg, bis sie aus dem dichten Busch von Weidenbüschen, wo sie in einem Versteck ihre Kleider angelegt hatte, zu ihm heraufkam und begleitete sie nach der kleinen Stadt bis zur Mühle, wo die Mutter hinter einem Fenster mit Wohlgefallen beobachtete, daß ihre Tochter mit einem vornehmen, stattlichen Mann noch eine Weile vor der Tür stand und plauderte.

Erst am Abend wurde davon gesprochen, als sie am Tische saßen und der Müller sie zufällig auf den Grafen, der in der ganzen Gegend als beliebter, leutseltiger Mensch bekannt war,

da er manchem armen Mann auf seinen Gütern Arbeit verschaffte, ein lautes Loblied sang. Ein frohes Leuchten flog der sorgsam Mutter über das alte, runzlige Gesicht. Nur Sigrune wurde sehr nachdenklich. Sie ging früher als sonst zu Bett. Viele unruhige Gedanken quälten sie die Nacht über; und etwas, von dem sie keine Ahnung gehabt hatte, war in ihr lebendig geworden; von dem sie nicht geglaubt hatte, daß es wirklich sein könnte; jetzt war ein großes, langerträumtes Glück so nahe vor ihr, daß sie nur zugreifen brauchte; — aber sie wagte es nicht, zitterte noch vor dem großen Erlebnis, das sich über sie zu kommen schien. Doch ging sie am nächsten Abend zur Stadt, wo der Graf sie erwartete.

Karl war nicht wenig überrascht, als seine Freunde ihm erzählten, daß sie Sigrune mit dem Grafen gesehen hatten, und ihm auch bald berichteten, daß der Graf im Hause des Müllers wohl aufgenommen wurde und von der ganzen Stadt als der Bräutigam des schönen Mädchens, das Karl immer noch liebte, angesehen war. Als eines Morgens der Wagen des Grafen durch die kleine Stadt fuhr und Sigrune im Hochzeitskleid zum Schloß des Grafen brachte, hielt es Karl im Geschäft des Vaters nicht mehr aus und nahm seine Geige und ging einen langen Weg durch den Wald bis zu einem einsamen See, wo er manche Stunde mit Sigrune verbracht hatte und vom Glück geträumt. Dort war es so still, daß auch in sein Herz ein sanfter Friede einzog. Er spielte sich in wehmütigen Tönen das Leid aus der Seele. Die Einsamkeit allein war heilig genug den Schmerz zu hören, den ihm das Leben angetan hatte. Seine Klage klang an ein uraltes Lied an, das hier tief im Wald verborgen war.

Als es schon Mitternacht geworden war, fühlte er sich nicht mehr allein in der Natur, die ihn umgab. Alles um ihn schien lebendig geworden zu sein, schien eine Seele zu haben und warmes empfindsames Blut in den Adern, das von der Melodie der Klage in hochschwingenden Wellen wogte. Da tauchte auf dem Wasser vor ihm eine goldhaarige, weishäutige Nixe auf, glänzend, in einem rasch abfallenden Mantel von diamantensplitzenden Perlen. Sie lachte ihm ein helles zirrendes Lachen entgegen. Dann wurde sie mit einmal ernst und sagte: „Du bist nicht in der Welt, um glücklich zu sein. Du kannst nur glücklich sein, wenn Du alle menschliche Schwachheit ablegst, die Liebe, die Eifersucht, die Sehnsucht nach Glück.“ Karl nutzte die Worte an, wie wenn sie aus einer ganz anderen Welt zu ihm hierher gedrungen wären. Er schaute der Nixe voll in ihr kaltes, schönes, wieder lachendes Gesicht und sah sie mit einmal nicht mehr, die lautlos vor ihm ins Wasser des Waldsees untergetaucht war.

Dann kehrte er nach Hause zurück, noch viel trauriger, als er jemals gewesen war.

Sigrune lebte sich rasch in ihre neue Umgebung ein. Der Graf zeigte sich ihr als lebenswürdiger Mensch und behandelte sie wie eine Prinzessin. Als sie sich aber Mutter werden fühlte und stiller in sich gefehrter wurde und als ihr Körper die schlanke Gestalt verlor und schwerfällig wurde, ging der Graf lieber zur Jagd, als daß er bei ihr blieb und ihr Reden vom erträumten Glück, vom kommenden jungen Leben, anhörte, wenn sie mittags in der Sonne im Garten sah oder im Wagen über Land fuhr, und kam auch immer öfter abends nicht nach Hause, sondern verlebte frohe Tage mit Freunden und kleinen Freundinnen, die lustiger waren als Sigrune. Sigrune brachte in einsamer Morgenstunde ihr Kind zur Welt. Nur die Dienerinnen, leichtfertige, unerfahrene Mädchen, kamen ihr zu Hilfe, so gut es eben möglich war, während es den Kammerdienern ein Vergnügen war, sie bei ihrer Beschäftigung zu necken und ein gewissenloses Spiel mit ihnen zu treiben. Gegen Mittag wurde der Graf von einem seiner Freunde nach Hause begleitet. Sie kamen von einem Fest, das sie die Nacht durch gefeiert hatten. Er trat ins Schlafzimmer der Frau, als er das Kind schreien hörte. Da das Kind bei seinem zornigen Anblick noch heftiger schrie, wandte er sich mit einem Fluch wieder zur Türe und setzte sich in seinem Zimmer mit dem Freund zum Mittagstisch. Dieser Vorfall traf Sigrune so schwer, daß sie noch am Abend mit ihrem Kind aus dem Schloß in die Stadt zu ihrer Mutter eilte; aber der Müller duldet sie nicht im Hause; er, der stolz war auf die glückliche Heirat seiner Tochter, fürchtete jetzt das Gerücht der Leute, das sich über die Sache erheben würde. Doch die Mutter verschaffte ihr bei einer alten Base in der Stadt ein Unterkommen. Dort begann für Sigrune ein klägliches, bettelhaftes Dasein, von dem niemand etwas erfahren durfte.

Als Karl die Geschichte hörte, daß Sigrune spurlos verschwunden sei, ergriff ihn das alte Leid mit neuer Schwere. Er zog wieder mit seiner Geige zum einsamen Waldsee; als könnte die Gesichte dort ertrunken sein.

Wieder tauchte die Nixe vor ihm auf und lachte ihn an aus ihrer herrlichen Blondheit. — „Ich will mit dir durch die Welt ziehen. So nur kannst du dein Leid vergessen“, sagte sie zu ihm. Er stimmte in den Vorschlag ein und folgte ihr, die als hübsches junges Mädchen vor ihm herzog, in die Stadt, wo er in der Wirtschaft lustigen Menschen zum Tanz all die Weisen aufspielte, die Sigrune so gern von ihm gehört hatte. Die Nixe

tanzte mit allen Männern. Ihr Lachen klang hell in ihre dunkeln Stimmen; ihre geschmeidige Gestalt schlüpfte von einem Arm in den andern; ihr blondes Köpfchen drückte sich schmeichelnd an die kuschelnden Brüste und ihre Augen erweckten Feuer, das längst erloschen schien. Geld war der Lohn. Als der Tag kam, war Karl müde und legte sich schlafen bis zum späten Abend. Die Nixe war mit einem der Männer gegangen; mit dem, der den Tag über nicht zu arbeiten hatte. Die Dämmerung senkte sich von purpurroten Wolken über die Stadt.

„Wir wollen in eine andere Stadt gehen“, sagte die Nixe zu Karl. Er folgte ihr durch die halbdunkeln Straßen und Gassen der Stadt, vorbei am Haus seines Vaters, am Rathhaus, an der Kirche und an der Gasse, die zur Mühle führte. Er gehorchte willenslos; in banger Erwartung, daß die Musik und die grelle Freude lauter, lebensheißer Menschen ihn betäuben würden. Und nicht zuletzt lockte auch ihn das helle Lachen der Nixe.

Als sie gerade durch das Stadttor wollten, ging vor ihnen eine Frauengestalt, die in den Armen ein Kind trug. Sie schlich sich von Haus zu Haus, wo ihr alle Türen verschlossen blieben. Da kam sie auf Karl zu. Er sah sie nicht an. Sie kannte ihn nicht, der dem fremden Mädchen folgte, und bat um Brot. Er gab es ihr.

Dann zog er mit der Nixe aus der Stadt. Kaum war ein Jahr um, als die Nixe soviel Geld von den Männern erhalten hatte, denen sie jede Nacht an einem andern Ort gesiel, daß sie sich ein Schloß kaufen konnten, das noch prächtiger war als das des Grafen. Das folgende Jahr ging vorüber, als sei es nur eine Woche, nur ein einziges großes Freudenfest gewesen. Die Nixe schenkte Karl zwei Söhne, die rasch zu stattlichen jungen Männern heranwuchsen und dann in der Welt ihr Glück machten, um das sie jeder beneiden konnte. Karl sah nicht, daß die Nixe alt und häßlich wurde. Er hatte sein Leid vergessen. Sie war für ihn das Weib, das ihn glücklich gemacht hatte. Eines Tages unternahm sie eine Fahrt nach der kleinen Stadt, in der Karl aufgewachsen war, und die Nixe führte ihn an den Waldsee und sagte zu ihm: „Nun bist du mir durch ein ganzes Leben nachgefolgt und hast mutig dein Leid bekämpft; folge mir auch jetzt nach!“ — Sie tauchte vor ihm in die Flut. Er begann sich nicht lange und sprang ihr nach in das Wasser. Sie nahm ihn in ihre Arme und sank mit ihm weit in die Tiefe, bis sie in ein viel schöneres Land kamen, als es auf der Erde gibt. Dort fanden sie ein noch prächtigeres Schloß, als sie besessen hatten, und begannen ein neues, noch herrlicheres Leben, als sie bisher geführt hatten. Die Nixe war wieder jung und schenkte Karl alle Freuden, die ein Weib einem Mann geben kann. Karl lernte das Leben im Reich der Nixe kennen, die eine Königin war unter ihresgleichen. Auch die Gewohnheiten des Nixenreiches wurden ihm bekannt. Da war ein Tag in jedem Jahr, an dem die Menschen, die sich aus Lebensnuit im Waldsee ertränkt hatten, einen Tag an der Oberwelt abhaken mußten, den sie noch hätten leben sollen; und jedes Jahr einen Tag mehr, solange ihr Leben noch gedauert hätte. Sie waren von einer großen häßlichen Kröte streng bewacht und in einen dunkeln Kerker eingesperrt, bis für jeden sein Tag der Erlösung kam. Da sah Karl auch Sigrune in dem langen Zug der freiwillig toten Menschen durch ein schwarzes Tor schreiten. Ihre Gestalt war gebeugt und sehr mager, ihre Haare waren grau, ihr Gesicht häßlich und zerfallen, ihre Augen müde und matt. Sie trug das Kind in ein Tuch gehüllt. Man sah von ihm nur ein rotes, runzliges Gesichtchen mit glanzlosen Augen, einem zahnlösen Mund und einer kurzen Nase und ein paar dünne, hilflose Händchen, die wie tot auf der Brust lagen.

Karl erkannte sie und rief ihr zu. Sie durfte sich nach des Kerkermeisters Gebot nicht umsehen. Er eilte ihr nach und ging stumm neben ihr aus dem Waldsee der Stadt entgegen. Dort spielte er in der Schenke den Menschen zum Tanz auf; für klägliches Lohn. Als sie für das Geld ein Essen vom Wirt bekommen hatten, sagte Sigrune: „Das war mein letzter Tag. Jetzt bin ich einmal satt geworden.“ Dann küßte sie ihn und ging mit ihm zurück zum Waldsee. Dort fragte sie ihn: „Warum hast du das für mich getan?“ Er sagte: „Weil ich dich einmal geliebt habe.“

„Und jetzt liebst du mich nicht mehr?“

„Wir können nicht in der Welt bleiben, wenn wir glücklich sein wollen“, war seine einzige Antwort.

Die Töne des uralten Liedes vom Leid rauschten bei diesen Worten an sein Ohr und wiegten ihn in eine wunderbare Musik, die viel schöner war als die, welche er jemals seiner Geige entlockt hatte; und zogen ihn mit Sigrune hinab in das Reich der Nixen. Sie gingen an dem schwarzen Tor vorüber und durch ein goldenes. Da sagten ihnen die Nixen, die der Königin Dienerinnen waren, sie suchten eine neue Herrin, und jubelten Sigrune laut zu und grüßten das Paar, das durch das goldene Tor schritt.

Oben in der Stadt aber sitzen heute noch manchmal die Leute zusammen und erzählen vom Waldsee ganz seltsame Geschichten, die jeder genau weiß, aber keiner noch richtig gesehen hat.